

**Zsuzsanna Gahse**

## **Instabile Texte**

zu zweit

---

Gestern: Licht, heute: Licht, morgen: Licht. Eine ganz eindeutige Zugehörigkeit hat das Licht, es gehört dem Tag.

Alle Augen glänzen, alle Leute haben Haut am Sommerabend, und die Hauswände, die Markisen, die Tische, die Gläser, die künstlichen Kakteen haben sich vollgetrunken mit dem rotorangenen Abend, der flach und groß aus dem See steigt.

Es ist gleich neunzehn Uhr, und ich weiß, dass die Leute, die auf der Straße und am Seeufer in Richtung Westen gehen, ein auffallendes Liebeslicht in ihren Gesichtern haben, bis weit nach neun Uhr abends

---

Wie Europa zerfallen die Alpen in einzelne Täler, Seen und Städte, in unterschiedliche Volksgruppen und Sprachen, in Stimmen und Stimmungen. Ironisch und intelligent erforscht Zsuzsanna Gahse diese Vielfalt und findet dafür in den „Instabilen“ Texten eine radikale Form. In Betrachtungen, Geschichten und Gegengeschichten tastet sie sich an Gegenden und Personen heran. Mit der heimlichen Hauptfigur Pierre erwandert sie die steile Grammatik der Stadt Lausanne, der unheimlichen Hochtal-Berta erzählt sie in den Bergen Sagen. Bei einer Vernissage hält die faltenreich vergreiste Europa Hof, in einem Festsaal schreiten dünnhäutige Glühbirnenköpfe zum Rednerpult. Ein Licht-Logbuch verzeichnet die wechselnden Stimmungen an Seen – und auch ein Liebesroman im SMS-Format fehlt nicht in dieser Phänomenologie der mobilen Welt.

---

Zsuzsanna Gahse ist ein Buch geglückt – leicht, witzig und hintergründig –, dessen Bilder immer wieder neue Sichten auf Kleineuropa und seine Bewohner freigeben.

Zsuzsanna Gahse, geb. 1946 in Budapest, lebt als Schriftstellerin in Müllheim, Kanton Thurgau. Zahlreiche Preise und Auszeichnungen, u.a. aspekte-Literaturpreis. Bisher 20 Buchveröffentlichungen, zuletzt *durch und durch*, Edition Korrespondenzen 2004 (SWR-Bestenliste Platz 1). Aus dem Ungarischen übersetzte sie für die Edition Korrespondenzen Zsuzsa Rakovszky und István Vörös.

---

Zsuzsanna Gahse, *Instabile Texte*. zu zweit

Mit 6 Textzeichnungen der Autorin

Originalausgabe

144 Seiten, Hardcover, fadengeheftet, mit Lesebändchen

ISBN 3-902113-41-3 € 18,50 / sfr 31,80P

## Pressespiegel

### **Siebenhundertzweiunddreißig Ohrwürmer aus den Tiefen der Erinnerung**

Eine schöne europäische Tat: Zsuzsanna Gahse erzählt in „Instabile Texte“ von den vielfachen Übersetzungen, aus denen das Leben besteht

Zsuzsanna Gahse interessiert sich nicht für das lineare Erzählen. Damit steht sie quer zum literarischen Zeitgeist. Was sie nicht daran hindert, in ihre ornamental verschlungene, immer wieder überraschend die Richtung wechselnde Prosa ein paar veritable Merksätze einzustreuen. In ihrem jüngsten Band „Instabile Texte“ findet man zum Beispiel den Satz: „Es ist eine der schönsten europäischen Taten, dass viel übersetzt wird, trotz aller Missverständnisse, die dabei entstehen.“ Die gebürtige Ungarin Zsuzsanna Gahse weiß, wovon sie redet, denn sie ist eine Übersetzerin von Rang. Aber sie übersetzt nicht nur von einer Sprache in die andere und umgekehrt, sondern trachtet als Schriftstellerin danach, weitere Möglichkeiten des Transfers auszuloten: Was geschieht bei dem Versuch, Landschaft in Worte zu übersetzen, einen Stadtplan in eine Grammatik, Zeit in Raum oder Licht in Sprachklang?

Dabei entstehen im Idealfall Texte von eigenwilliger Grazie, kleine Sprachteppiche, auf denen man hin- und herwandern kann, statt sich an einem Handlungsfaden entlangzuhangeln. In der Feinstruktur gibt der Verlauf der Schrift natürlich die Richtung vor, aber die Gedanken werden unablässig dazu verlockt, nach links oder rechts, nach oben oder unten auszuscheren und abzuschweifen. Manchmal dürfen sie sogar ein Knäuel bilden, dessen Form die Erzählerin wiederum kühn mit einem Kipferl in Verbindung bringt. Andererseits sind auch die riesigen Alpen „der Form nach ein Kipferl“, wenn man sie von oben betrachtet, und „innerhalb der Kipferlform zeichnet sich eine klare Semmelform ab, das ist die Schweiz, und die Schweiz ist Europa“.

Zu dem semmelförmigen Land hat Zsuzsanna Gahse ein spezielles Verhältnis, weil sie nach etlichen Stationswechseln „für eine Weile“ dort lebt, im Thurgauer Durchgangsort Müllheim nämlich, dem sie mit ihrem Buch „durch und durch. Müllheim/Thur in drei Kapiteln“ schon ein Denkmal gesetzt hat. Die alte Dame Europa aber, mit ihrem lavaähnlich zerfließenden Umriss, ihren vielen „Faltungen“, vielfältigen Stimmungen und Stimmen ist ihr so etwas wie eine Seelenverwandte. Die „Instabilen Texte“, dreizehn an der Zahl, sind mithin stark europahaltig, doch können sie ebensogut zur Schweiz-Literatur gerechnet werden, denn es kommen so viele Schweizer Ansichten und Aussichten darin vor, dass man sich über lange Strecken fühlt wie in einer jener berühmten Gebirgsbahnen, hinter deren Kurven die abenteuerlichsten Perspektivwechsel warten. Oder die hübschesten Veduten: „Der See liegt still im Abseits. Nicht melancholisch, sondern leer. So weit reicht meine Seele, dass sie die Landschaft entleert.“

Die Erzählerin, oder wie man sie auch immer nennen soll, benutzt für ihre bisweilen schwindelerregenden Augenwanderungen den Zug, die Gondelbahn, das Postauto oder ein kleines Flugzeug, und nicht selten geht sie einfach zu Fuß. Dass sie all das eigentlich „zu zweit“ tut, wie der Untertitel des Bandes ein wenig geheimnistuerisch mitteilt, wird erst spät offenbart: Es erscheint ein Mann namens Pierre, mit dem sie in Lausanne zum „Seelenturnen“ verabredet ist. Die Liebesgeschichte zwischen Mann und Frau findet jedoch nur in Andeutungen statt, während die Begegnung zwischen dem Deutschen und dem Französischen sich um so handfester vollzieht: „Die beiden Sprachen fressen sich gegenseitig auf, nehmen sich in den Mund. . .“ In der zweisprachigen Stadt Lausanne, so heißt es, sei „praktisch jede Person übersetzt“. Vielleicht gilt das auch für die Figuren im Buch, insbesondere für Joe, den sprechenden Pelikan, und für das in die Arbeitslosigkeit entlassene Ich, das siebenhundertzweiunddreißig internationale Ohrwürmer aus den Tiefen seiner

denkt, und wo der Übersetzer jedes Wort auf die Goldwaage legen muss, kann der Dichter mit Mut zum Risiko balancieren. Zsuzanna Gahse, die in diesem Jahr den Adelbert-von-Chamisso-Preis erhält, tut das mit viel Anmut – auch das ist eine schöne europäische Tat.

*Kristina Maidt–Zinke, Süddeutsche Zeitung, Februar 2006*

## **Das Wort tut, was es sagt**

Zsuzanna Gahses Prosatexte gegen die Leere im Deutschen

„Instabile Texte“ lautet der Titel des neuen Buchs der Chamisso-Preisträgerin Zsuzanna Gahse, das nicht Lyrik in Rhythmus und Reim enthält, sondern dreizehn Prosa Kapitel, die ihre jeweils eigene Konzentration suchen. Der Titel bezeichnet eine von Gahse geschaffene Gattung, deren Merkmal der Scharfsinn ist. Die Heldin im Text „Sammlungen“ schließt alarmiert: „Ich muß mich unbedingt sammeln.“ Der eine Wortsinn (das Sammeln) ist durch den anderen (der Konzentration) ersetzt, das Wortmaterial hat eine neue Bedeutung gewonnen. Das ist Gahses Verfahren: Sie macht die Reflexion zur materialen Realität der lyrischen Prosa.

Das Denken als Bewegung nimmt die Wanderung, das Fahren, den Tagesablauf, den ständigen Ortswechsel zum Medium. Den „instabilen Texten“ geht so eine „Kleine instabile Ortskunde“ voraus, wie sie einem Kapitel den Namen gibt und die in dieser Bezeichnung offen hält, ob die Orte instabil sind oder das Schwanken sich nicht doch eher auf die "Kunde", also das Wissen von ihrer Instabilität bezieht. Die Wortverbindung tut, was sie sagt: Die „instabile Ortskunde“ wird zu einem kleinen instabilen Text. Gahse setzt alles daran, den simplen Vergleich zwischen Text und Ortskunde zu überwinden, denn das Wörtchen „wie“ trenne die Welten und untersage die tropische Figur: „Nichts ist wie. Etwas das wie ist, ist weder so noch so.“ Wie also wandert es sich in den Texten buchstäblich? Welche Gewissheiten kann es dort zwischen den Absätzen geben?

„Aquamarin springt der See aus seinem Becken. Was ist ihm zugestoßen am helllichten Morgen!“ So beginnt das „Licht-Logbuch“. Das Blau ist hier keine Farbe mehr, sondern kennzeichnet eine Bewegung, die sich aus dem Licht des Morgens ergeben hat. Etwas später lässt sich das besser verstehen: Das Ich hat im Lexikon sub voce „Licht“ nachgeschlagen: „Das Licht sei die Idee.“ Und davon geht nun alles aus. Im Lexikon hat sich die Verbildlichung niedergeschlagen: Das Licht sollte den Begriff der Idee erläutern und ist nun zu einem Wort für die Idee geworden. Gahses Text kehrt diesen Vorgang um. Was mittels des Bildes erläutert wurde, die Idee, erläutert, erfasst das Bild samt seiner ganzen, zunächst gar nicht gemeinten Umgebung. Die Redefiguren bilden sich in Gahses Idiom zurück, nach Maßgabe des Reichtums der Welt, der Vielfalt ihrer Orte, der Vitalität, die bemeistert, anerkannt sein will, wächst die Instabilität der Wörter.

In dem Maß, in dem der Dichterin diese Art von linguistischer Übertragung gelingt, verbessern sich ihre Texte: „Logbuch“ ist 1996 schon einmal erschienen, doch die Sprache hatte sich im Konkreten da noch weniger durchgesetzt. Weil das, was sich ereignet, sprachlich ist, gilt es vorsichtig zu formulieren, vor allem, wenn es um Nacht, um Dunkelheit geht. Denn ohne Licht keine Realität: „Daß es den ganzen Tag geregnet hat“ und das Licht ausgeblieben sei, „ist ein Satz. Nicht mehr.“ Das Ich prüft die Sätze und zeigt, im Nachsatz, den Ausweg: „Nichts ist immer, nichts.“ Im Paradoxon, das einem äußeren Vernunftwillen gehorcht, wird der Satz kontrolliert, die Nacht zum Tag: Ein Tag ohne Licht ist undenkbar. Wenn schließlich am Ende des Tags, dem das Licht-Logbuch gilt, das Licht „gebrochen“ ist, so nicht aufgrund der Spektraltheorie, sondern in dem neuen idiomatischen Sinn, den die Kennwörter dieser Landschaft - Berg, See, Nebel, Licht - gewonnen haben. Das Ende sei erreicht.

Weil Zsuzsanna Gahse die Welt wörtlich nimmt, sucht ihre Sehnsucht, die der „Sammlung“ gilt, nach Wortkernen, ja, sogar nach dem einen Wort, das für sich keine Bedeutung mehr hat. Wörtlichkeit hat den klugen Dichtern stets schon eine Bastion gegen die programmatischen, ideologischen, sakralen Ansprüche von außen gegeben, ausdrücklich etwa bei Paul Celan. Soll sich nun alles in einem Wort bündeln, so ist Vorsicht geboten. Dass die Wörter, auf die die Sehnsucht zuläuft, von Text zu Text wechseln, ist ein Zeichen dieser Vorsicht. Noch mehr zeigt sie sich im Wortinnenraum, den Gahse konstruiert und in dem eine Strenge herrscht, die sich dem Lexikon, der Etymologie, der Onomastik, vor allem aber der Grammatik verdankt. Wenn das Wort das Ursprüngliche ist, dann ist jedes Sprechen ein Übersetzen, und die Syntax im Sprechen macht wett, was vom Original verlorengegangen ist.

Das kennt die heute vor sechzig Jahren in Budapest geborene Übersetzerin Gahse vom Übergang des Ungarischen ins Deutsche. „Beinahe alles ist Übersetzung, leider, das Original wäre das Ideale, wer möchte nicht lieber das Original, die Nichtübersetzung ist das Erwünschte.“ So hilft die Syntax gegen die eigene Wortsehnsucht, um die (im Deutschen) drohende mystische Leere zu vermeiden.

Ein Ton ist solch ein Wort, er verfängt sich in der Bergwirklichkeit und gewinnt seine Partikularität: „Aber weil sich der Ton von jeder Seite her anders ausnimmt, ist es nicht gleichgültig, wer wie und wie schnell er spricht, und so hängt die Sprache von der Landschaft ab, von der Topographie.“ Das gilt gerade für Orte, an denen zwölf Sprachen gesprochen werden. Haften bleibt in der Erzähler Erinnerung genau ein Ton, das vielfach modulierbare „Jaaa“ der Hochtal-Herta, die darin ebenso Sagen auffängt wie Fragen beantwortet: „Am nächsten Tag fragte ich sie, ob sie oft verreisen würde und wie der Sommer sei, und beide Male sagte sie mir darauf ein lang gedehntes Jaaa. / Ich fragte sie, ob es gefährlich sei, bei diesem Wind mit der Gondel zu fahren, und sie sagte Ja, und zwar so, daß sie für das Wort bei einem hohen Ton ansetzte, dann fuhr ihre Stimme in die Tiefe, nicht sehr tief, aber viel tiefer als der hohe Anfangston, schließlich aber stieg die Stimme wieder weit hinauf, es war ein dreiteiliges verschlungenes Ja, was ich kaum verstand.“ Der Ton erhält einen topographischen Sinn - er hat sich mittlerweile, kraft seines Gebrauchs, in ein Wort verwandelt.

*Christoph König, Frankfurter Allgemeine Zeitung, Juni 2006*

### **„Das Original wäre das Ideale“**

„Instabile Texte“ sammelt Zsuzsanna Gahse in ihrem neuen Buch. Sie denkt darin nach über den Wechsel der Orte und der Sprachen.

„Jedenfalls hängen Landschaften und Gewohnheiten zusammen, auch heute, und solche Zusammenhänge sind am leichtesten bei denen zu erkennen, die ihre Residenz an einem festen Ort haben. Migranten zu beobachten und aus dem Gesehenen Schlüsse zu ziehen, ist weniger leicht, und dieser Unterschied macht das Reden über Wanderer und Festwohnhafte problematisch.“ So hält es die „Kleine instabile Ortskunde“ fest, die zunächst, „um allen Missverständnissen vorzubeugen“ erklärt: „das Wort Migration hängt nicht mit Migros zusammen, Migration heißt Wanderung.“

Hatte Zsuzsanna Gahse in ihrem letzten Buch, „durch und durch“ ihren heutigen Lebensort Müllheim an der Thur zum festen Bezugspunkt ihrer Beobachtungen (aus dem Fenster ihres Hauses) genommen, so wählt sie jetzt eine migrantische Perspektive. Will sagen: Sie sammelt Texte, die sich der Sicht des Wanderers verdanken. Da ist ihr „Licht-Logbuch“ nachzulesen, das während ihres Stadtbeobachterjahres in Zug entstanden ist, und da wird in einer verhaltenen Liebesgeschichte mit Pierre die Stadt Lausanne erkundet.

## Was ist, wird kenntlich

Instabil ist in diesen Texten die Perspektive. Fest und ohne allen Wankelmut aber ist, was diese Texte vorantreibt und ausmacht: Das Ich, das sich in ihnen erklärt, möchte „alles so sehen, wie es ist“. Es geht um Aufmerksamkeit, um Genauigkeit: „aber wie geht es weiter, wenn ich immer das Gefühl habe, jedes zweite Wort erst erfinden zu müssen.“

Sprache ist in diesen Texten nicht bloß ein Medium des Abbildens. Die Sätze wollen nicht nur sagen, wie die Dinge sind. „Etwas, das wie ist, ist weder so noch so.“ In den Worten wird, was ist, allererst realisiert. So werden Gewohnheiten erkannt, wird Wirklichkeit kenntlich und über die Missverständnisse hinweggehoben. Doch das ist kein fester Gewinn, der ein für allemal feststeht: Wirklichkeit in Sätze zu fassen, in das doppelte SMS-Format von „Dreihundertzwanzig Zeichen“ zum Beispiel, ist immer ein Übersetzen. Über das Übersetzen – „eine der schönsten europäischen Taten“ –, über „das dialektische Auseinanderfallen der Sprachen“ denkt Zsuzsanna Gahse in diesen Texten ebenfalls nach: „Beinahe alles ist Übersetzung, leider, das Original wäre das Ideale“.

## Im Übergang

Sie kommt in diesen Texten dem Ideal sehr nahe. Ihre „Exklusivaufnahmen“ sind kleine Preziosen, die deutlich machen, wie Schreiben nicht nur eine Tätigkeit, sondern eine Lebensform ist. Vielleicht die Lebensform, die der Migration angemessen ist. Wer wandert, muss sich seine Gewohnheiten erschreiben, weil er sie sich sonst nicht aneignen kann. Zsuzsanna Gahse, die 1946 in Budapest geboren wurde, über Wien nach Deutschland und in die Schweiz kam, wo sie lange in der Nähe Luzerns lebte, weiß um diese Lebensform des Instabilen. Und im Übergang zwischen zwei Sprachen, in denen sie sich als Übersetzerin bewegt, erfährt die Autorin, wie nicht nur die Worte instabil sind, sondern das Denken, die Wahrnehmung. In Büchern wie diesem werden sie aus der Flüchtigkeit in die Dauer geholt – ohne dass sie ihr Bewegliches dabei verlieren.

*Urs Bugmann, Neue Luzerner Zeitung, November 2005*

## Gespaltene Zungen

Zsuzsanna Gahses Kunst der „instabilen Texte“

Schwindelfrei müssen sie schon sein, die Teilnehmer von Zsuzsanna Gahses aufregender Sprachexpedition durch den Urwald der Idiome und Dialekte. Eine endlose Fahrt mit der Gondel, aus einem Graubündner Tal die Berge hinauf und wieder hinab, eine Fahrt durch Sprachlandschaften. Für ihre fein gewebten Prosatexte hat die 1946 in Budapest geborene und derzeit in der Schweiz lebende Autorin eine faszinierende Form gefunden. Gahse verpflichtet ihre Texte zu wunderbar transparenten Knäueln ohne wirklichen Anfang und Ende. Knäuel, von denen es im Eingangstext „Eine Sammlung“ heißt, dass die Gedanken darin „in verschiedene Richtungen“ laufen und sich dennoch immer wieder ineinander verflechten. Zsuzsanna Gahses Sprachreise führt durch Schweizer Fluss- und Berglandschaften, durch Auen und Niederungen, durch Licht- und Nebelzonen. Immer wieder erkundet die Autorin dabei jene Kreuzungspunkte, bei denen verschiedene Sprachen aufeinander treffen und sich „gegenseitig auffressen“. Lausanne oder Biel erscheinen als seltsam fluide Orte der Übersetzung und der „gespaltenen Zungen“, Orte des Übergangs, an denen sich die Sprachen abwechselnd streiten oder sich dauerhaft „in den Armen liegen“. Einmal träumt die Erzählerin davon, den „ganzen Aargau in einem Wort unterzubringen“ und dem „Wort in den Mund zu schauen“. Bei der Gondelfahrt durch Graubünden bittet sie schließlich eine unheimlich langsam sprechende Alte um Rat, die ihr Orientierung ermöglichen soll in einer Gegend, in der sich die Dialekte selbst innerhalb

eines Dorfes vervielfacht haben.

Als Gefährte des sprachsensiblen Ichs taucht in mehreren Texten ein gewisser Pierre auf, auch er ein Sprach-Verrückter und Wörterbuch-Fanatiker, vielleicht aber ebenso ein Wort-Fundstück wie so viele Figuren im Buch. Denn die Orts- und Namenskunde der Autorin kreist wohl nicht zufällig um das frühantike Wort „Crap“, das ebenso „Stein“ bedeutet wie die französische Vokabel „pierre“.

„Wörter“, schreibt Zsuzsanna Gahse, „können sehr unbestimmt sein.“ Das ist nicht als Klagegedicht zu verstehen, nicht als Versprechen auf eine zukünftig größere Bestimmtheit, auf Festlegungen und Definitionen. Denn Literatur erscheint nicht dort, wo etwas fixiert, auf den Punkt gebracht und irreversibel begrifflich festgezurrert wird, sondern als Sprechen im Zustand einer fundamentalen Ungewissheit, ohne begriffliche Verankerung. Davon handeln alle Bücher Zsuzsanna Gahses, die jetzt für ihr Lebenswerk als Schriftstellerin, Übersetzerin und Literaturvermittlerin mit dem Adalbert-von-Chamisso-Preis ausgezeichnet worden ist. „Morgen gibt es ein Fest“, heißt es im abschließenden Prosatext ihres neuen Buches, „alle eingesperrten Wörter dürfen vortreten.“ An der Befreiung dieser Langzeitgefangenen hat Zsuzsanna Gahse entscheidend mitgewirkt.

*Michael Braun, Der Tagesspiegel, Februar 2006*

## **Zsuzsanna Gahses europäische Schweiz**

„Die Schweiz ist Europa“, schreibt Zsuzsanna Gahse, und dieses Europa ist alt und zerklüftet und zugleich sehr mobil. Ihr neues Buch, „Instabile Texte. zu zweit“, ist die literarische Folge.

„Die Alpen sind ihrer Form nach ein Kipferl, innerhalb der Kipferlform zeichnet sich eine klare Semelform ab, das ist die Schweiz, und die Schweiz ist Europa. Die Schweiz zerfällt in etliche Täler, welche Einsamkeiten auf den Gipfeln!“

Ohne Zweifel: Zsuzsanna Gahse hat einen eigenwilligen poetischen Blick auf die Schweiz und Europa. Schon in „Durch und durch“, ihrem letzten Buch zum Beispiel, blickt sie aus dem Fenster ihres Hauses im thurgauischen Müllheim nicht nur auf die Dorfstrasse, sondern zugleich weit über den Horizont hinaus an die Grenzen Europas.

### Europa zerfällt

In „Instabile Texte“ schaut sie aus der Vogelperspektive auf die Verschiedenheit der Europäer, geht sie zu Fuss durch unheimliche Hochtäler und stark ansteigende Städte. Teils ist diese Welt- und Einsicht überraschend lapidar: teils sind die Gedankenläufe kunstvoll verzwirbelt.

Sie bereiten beim Lesen Vergnügen und Nachdenklichkeit. Selbst da, wo man nur noch über die Banalitäten des Alltags staunt. Denn die gebürtige Ungarin vermag dem Alltag mit Farbe das Graue zu vertreiben. Wie Pinselstriche auf die Leinwand setzt sie Worte und Sätze und kreierte so ihre instabile Welt – von der sie meint, erst der Leser, die Leserin mache sie lesend stabil. Genauso wie es einige Impressionisten in ihren Bildern vormachten. Allerdings ist Zsuzsanna Gahse ganz im 21. Jahrhundert angekommen und ihre Texte wären eher als Installationen zu bezeichnen, manchmal etwas atemlos schnell zusammengefügte Einzelteile, sprunghaft und ambivalent: zeitgemäße Impressionen also doch.

Sie ist eine Nachfahrin von Gertrude Stein, die sich damals nicht weniger für die Künste interessierte als Zsuzsanna Gahse heute. Dass bei ihr, die aus Ungarn nach Wien, Deutschland und in die Schweiz gekommen ist, Assoziationen über den Kontinent Europa und die Frau mit dem Namen Europa entstehen, ja geradezu wuchern, wundert da nicht. Das kann dann so klingen: „Europa besteht daraus,

dass sie zerfällt. Europa zerfällt in seine einzelnen Täler. Die Berge sind Grenzen. Ein Berg gegen den andern, jeder gegen jeden. Und die alte Dame sieht furchtbar aus.“

### Die Grammatik der Stadt

Der Untertitel lautet: „zu zweit“. Tatsächlich gibt es einige Paare in diesem Buch: Europa und der Stier, die alte Dame Europa und der junge Mann. Aber auch Pierre, die heimliche Hauptfigur, die mit der Ich-Erzählerin unterwegs ist, um in Lausanne die Grammatik der Stadt zu erwandern. Auch die SMS, die den Abschluss des Buches bilden und immer 320 Zeichen umfassen, haben einen Absender und einen Empfänger.

All das ist raffiniert gemacht, instabil, was so viel bedeutet wie zufällig, vieldeutig und mit listig platzierten Zwischentönen in einer lauten Welt. Wir werden also „die Welt“, wie die Autorin selber sagt, „nicht durchschauen . . . und ich will nicht vorgeben, dass ich darüber glücklich wäre . . .“ Aber wahr sind die Texte alleweil.

*Erika Achermann, Tagblatt, November 2005*

### **Aus jeder Perspektive**

„Instabile Texte“: die Chamisso-preisträgerin Zsuzsanna Gahse

Die Erzählerin hat einen Traum. Einmal, nur einmal möchte sie den Aargau in einem einzigen Wort unterbringen. Den ganzen Kanton verschlingen, mit all seinen Wäldern und Flüssen. Es wäre ein großes, feuchtes Schlucken. Und vielleicht könnte man dieses Schlucken gar nicht sehen. Doch mit ein wenig Glück würde das Wort für sich stehen und die Dinge so sein lassen, wie sie sind: „Das Gebirge ist wirklich ein Gebirge, der Berg ist der Berg, der Hügel ein Hügel und nichts sonst, niemand braucht rot zu werden, Hintergründiges ist nicht gemeint.“

Der doppelte Boden ist Zsuzsanna Gahse, die übermorgen in München mit dem Chamissopreis der Robert Bosch Stiftung ausgezeichnet wird, verdächtig. Am liebsten möchte sie die Dinge einfach nur anschauen, ohne sie mit etwas Bekanntem zu vergleichen. „Nichts ist wie“ – eins ihrer Bücher trägt den Gedanken sogar im Titel. Trotzdem gelingt es ihr ein ums andere Mal, Landschaften und Wörter ineinander zu schlingen und diese Bewegung durchsichtig zu machen für das Schreiben selbst. Denn auch wenn das Licht oder die Berge bisweilen außerhalb der Launen bleiben, kann doch niemand unabhängig von seiner Umgebung sein. „Ich bin mir sicher, dass jeder so wird, wie seine Umgebung ist“, lautet einer der wichtigen Sätze dieses Buches.

Auf den ersten Blick wirken die Texte wie kleine Knäuel. Die Gedanken laufen hier in verschiedene Richtungen, scheinen weder Anfang noch Ende zu haben. Gleich das Eingangsstück findet eine Sprache, in der die Berge und die „vielfältig klingenden Stimmen“ einander ganz nahe kommen, zu einer „Sammlung von Faltungen“ werden. Über feine Wortschleifen und Bedeutungsverschiebungen verdreht diese Rede sich immerzu neu – und läuft doch voran. Der Text ist raffiniert genug, seine Form nicht einfach zu behaupten, sondern auch zu zeigen, was er überwinden will. Es ist jene Art des Sprechens, die ihre Kraft aus Teilchen wie „dann“, „jedoch“, oder „sodass“ gewinnt. Man könnte es die traditionelle Erzählweise nennen oder, mit Zsuzsanna Gahse selbst, die „mechanische Darstellungsweise“.

Diesem Vertrauen in das artige Nacheinander setzt Zsuzsanna Gahse die Gleichzeitigkeit entgegen. An den Staustellen ihrer Texte schleust sie immer wieder etwas Welt in die Sätze ein. Von der Schweiz ist die Rede und von Europa, von Odessa und Montreal. Helmut Heißenbüttel hat ebenso seinen Auftritt wie Witold Gombrowicz oder Gertrude Stein. Doch die scheinbar realen Orte bleiben nicht für sich stehen, sondern werden ihr zu Mustern für allgemeinere Fragen, nach dem Sprechen,

nach dem Sehen, nach Raum, und Zeit. „Was ich sage, ist ein Raum“ heißt es einmal in ihren Bamberger Poetikvorlesungen.

In „Pierre“, dem längsten der „Instabilen Texte“, führt Zsuzsanna Gahse vor, was damit gemeint sein könnte. Offenbar eine Erzählung über ein Paar in Lausanne – aber es zeigt sich schnell, dass die eigentliche amour fou den Wörtern gilt. Ihr Lausanne besteht aus mehreren Schichten. Unten im See liegt die Vergangenheit, die Uferpromenade ist die Gegenwart, und der Hang, am Ende der Metrolinie, verkörpert die Zukunft, das Mögliche. So schreibt Zsuzsanna Gahse die Zeit in den Raum um. Der Text wird zur Fläche, die Pierre und die Erzählerin stets aufs Neue durchwandern.

Pierre will alle Wörter im Griff haben, „jedes Wort, wie es gemeint ist“. Doch die Erzählerin hat ihre Zweifel: „von wegen“. Schon für die Beschreibung der Berge müssen besondere Wörter herhalten, bis all die Zacken, Schrägen und Rundungen „aus jeder Perspektive“ sichtbar werden.

„Höhenmeter“, der vielleicht schönste Texte des Bandes, schreibt diese Überlegung den Tönen ein. Auch sie nehmen sich von jeder Seite her anders aus, werden von den Felshängen verschluckt oder verdoppelt. Die Erzählerin erlebt es in der Seilbahn, mit der sie stundenlang auf und ab fährt. So wie sie ständig „abgelenkt“ wird, mit den Augen an Tannen oder Felswänden hängen bleibt, gerät auch der Text in Bewegung, wird „instabil“. Man kann es aber auch umgekehrt sehen: Für Momente bringt die Sprechende ihre Sätze ins Gleichgewicht, um sie flugs wieder zu verschieben und neu auszurichten. Bald schon spielen die Verwandlungen so dicht ineinander, dass sogar das Innere einer Gondel zu einer Landschaft wird: zwei Sitzbänke, etwas Metall, „rundum die Aussicht“.

Immer lockerer rollt Zsuzsanna Gahse ihre Gedanken auf, von Absatz zu Absatz, von Text zu Text. Und immer kunstvoller variiert sie dabei die Sätze. Irgendwann sind auch die Berge ganz klar zu sehen, die unaufhörlich die Stimmen verschlucken. „Dabei kann es passieren, dass einmal ein Ton in den Berghängen hängen bleibt, und dann hört er nicht mehr auf zu tönen, sodass jemand den Ton noch fünf Tage oder eine Woche oder sogar ein Jahr später hören könnte“. Zsuzsanna Gahses Texte haben genau diesen Ton. Man wird ihn hoffentlich noch lange hören.

*Nico Bleutge, Stuttgarter Zeitung, Februar 2006*

## **Die Wörter im Griff haben**

Zsuzsanna Gahse schreibt kunstvoll „Instabile Texte“

Zsuzsanna Gahses Erzählerin hat einen Traum. Einmal, nur einmal möchte sie den Aargau in einem einzigen Wort unterbringen. Den ganzen Kanton in einem Wort verschlingen, mit all seinen Wäldern und Flüssen. Es wäre ein grosses, feuchtes Schlucken. Und vielleicht könnte man dieses Schlucken gar nicht sehen. Doch mit ein wenig Glück würde das Wort für sich stehen und die Dinge so sein lassen, wie sie sind: „Das Gebirge ist wirklich das Gebirge, der Berg ist der Berg, der Hügel ein Hügel und nichts sonst, niemand braucht rot zu werden, Hintergründiges ist nicht gemeint.“

Der doppelte Boden ist Zsuzsanna Gahse verdächtig. Am liebsten möchte sie die Dinge einfach nur anschauen, ohne sie mit etwas Bekanntem zu vergleichen. „Nichts ist wie“ - eines ihrer Bücher trägt diesen Gedanken sogar im Titel. Trotzdem gelingt es ihr ein ums andere Mal, Landschaften und Wörter ineinander zu schlingen und diese Bewegung durchsichtig zu machen für das Schreiben selbst. Auch wenn das Licht oder die Berge bisweilen außerhalb der Launen bleiben, kann doch niemand unabhängig von seiner Umgebung sein. Schaut er in die Weite, wird es ihm weit, schaut er in die engen Täler, wird es ihm eng, schaut er in den Nebel, wird es ihm neblig, auf welche Weise auch immer. „Ich bin sicher, dass jeder so wird, wie seine Umgebung ist“, lautet einer der wichtigen Sätze dieses Buches.

## Ohne Anfang und Ende

Auf den ersten Blick wirken die Texte wie kleine Knäuel. Die Gedanken und Sätze laufen hier in verschiedene Richtungen, scheinen weder Anfang noch Ende zu haben. Gleich das Eingangsstück findet eine Sprache, in der die Berge und die „vielfältig klingenden Stimmen“ einander ganz nahe kommen, zu einer „Sammlung von Faltungen“ werden. Über feine Wortschleifen und Bedeutungsverschiebungen verschlingt diese Rede sich immerzu neu - und läuft doch voran. Der Text ist raffiniert genug, seine Form nicht einfach zu behaupten, sondern auch zu zeigen, was er überwinden will. Es ist jene Art des Sprechens, die ihre Kraft aus Teilchen wie „dann“, „jedoch“ oder „so dass“ gewinnt. Man könnte es das traditionelle Erzählen nennen oder, mit Zsuzsanna Gahse selbst, die „mechanische Darstellungsweise“.

Diesem Vertrauen in das artige Nacheinander setzt sie die Gleichzeitigkeit entgegen. An den Staustellen ihrer Texte schleust sie immer wieder etwas Welt in die Sätze ein. Von der Schweiz ist die Rede und von Europa, von Odessa und Montreal. Helmut Heissenbüttel hat ebenso seinen Auftritt wie Witold Gombrowicz oder Gertrude Stein. Doch die scheinbar realen Orte bleiben nicht für sich stehen, sondern werden zu Mustern für allgemeinere Fragen, nach dem Sprechen, nach dem Sehen, nach Raum und Zeit vor allem. „Was ich sage, ist ein Raum“, heißt es einmal in ihren Bamberger Poetikvorlesungen. In „Pierre“, dem längsten der „instabilen Texte“, führt Zsuzsanna Gahse vor, was damit gemeint sein könnte. Offenbar eine Erzählung über ein Paar in Lausanne, zeigt sich doch schnell, dass die eigentliche amour fou den Wörtern gilt: „Die beiden Sprachen fressen sich gegenseitig auf, nehmen sich in den Mund . . ., das Deutsch ist im französischen Mund beinahe verschwunden, das ist unbestreitbar eine Liebesgeschichte.“ Ihr Lausanne besteht aus mehreren Schichten. Unten im See liegt die Vergangenheit, die Uferpromenade ist die Gegenwart, und der Hang, am Ende der Metrolinie, verkörpert die Zukunft, das Mögliche. So schreibt Zsuzsanna Gahse die Zeit in den Raum um. Der Text wird zur Fläche, die Pierre und die Erzählerin stets aufs Neue durchwandern.

Pierre will alle Wörter im Griff haben, „jedes Wort, wie es gemeint ist“. Doch die Erzählerin hat ihre Zweifel: „von wegen“. Schon für die Beschreibung der Berge müssen besondere Wörter herhalten, bis all die Zacken, Schrägen und Rundungen „aus jeder Perspektive“ sichtbar werden. „Höhenmeter“, der vielleicht schönste Text des Bandes, schreibt diese Überlegung den Tönen ein. Auch sie nehmen sich von jeder Seite her anders aus, werden von den Felshängen verschluckt oder verdoppelt. Die Erzählerin erlebt es in der Seilbahn, mit der sie stundenlang auf und ab fährt. In der gedehnten Zeit der Gondel kann sie über die Sprache nachdenken, sich erinnern oder einfach nur schauen. Sie legt den Sinn in kleine Falten und führt Begriffe gleich in ihr Gegenteil über: „Wenn einmal ein Ende begonnen hat, geht es weiter zu Ende. Und wenn etwas angefangen hat, geht es weiter, bis der Anfang zu Ende ist.“

## Augenblickliches Gleichgewicht

So wie die Erzählerin ständig „abgelenkt“ wird, mit den Augen an Tannen und Felswänden hängen bleibt, gerät auch der Text in Bewegung, wird recht eigentlich „instabil“. Man kann es aber auch umgekehrt sehen: Für Momente bringt die Sprechende ihre Sätze ins Gleichgewicht, um sie flugs wieder zu verschieben und neu auszurichten. Bald schon spielen die Verwandlungen so dicht ineinander, dass sogar das Innere der Gondel zu einer Landschaft wird: zwei Sitzbänke, etwas Metall, „rundum die Aussicht“. Und wieder geht es nach oben, neue Fahrt, neuer Blick.

## Nachklingende Töne

Immer lockerer rollt Zsuzsanna Gahse ihre Gedanken auf, von Absatz zu Absatz, von Text zu Text. Und immer kunstvoller variiert sie dabei die Sätze. Irgendwann sind auch die Berge ganz klar zu sehen, die unaufhörlich die Stimmen verschlucken. „Dabei kann es passieren, dass einmal ein Ton in

den Berghängen hängen bleibt, und dann hört er nicht mehr auf zu tönen, so dass jemand den Ton noch fünf Tage oder eine Woche oder sogar ein Jahr später hören könnte.“ Zsuzsanna Gahses Texte haben genau diesen Ton. Man wird ihn hoffentlich noch lange hören.

*Nico Bleutge, Neue Zürcher Zeitung, Jänner 2006*

## **Wandel durch die Dimension der deutschen Sprache**

Dass die Autorin Zsuzsanna Gahse in ihren Büchern die Möglichkeiten und Grenzen der deutschen Sprache erforscht, ist wohl eng mit ihrem eigenen Lebenslauf verbunden: Deutsch ist nicht ihre Muttersprache. Und gerade deshalb gelingt es ihr, diese Sprache mit Distanz zu beobachten und sich ihr gleichzeitig so stark zu nähern, dass deren Eigenheiten und Differenzierungen sichtbar werden. Zsuzsanna Gahse wurde in Budapest geboren und flüchtete 1956 nach Österreich. In Wien und Kassel verbrachte sie ihre Gymnasialzeit. Nach mehr als 20 Jahren in Stuttgart lebt sie heute im schweizerischen Müllheim im Kanton Thurgau.

Der Wechsel von Sprachen in Raum und Zeit spielen in ihrem neuesten Buch „Instabile Texte“ denn auch eine zentrale Rolle. Im Mikrokosmos der Schweizer Berge, wo jedes Tal seinen eigenen Dialekt kennt und wo es „Gegenden mit zwölfsprachigen Dörfern“ gibt, fährt sie mit der Gondel endlos auf und ab und sinniert über die Formen der Berge, die Ausdrucksweise des Einheimischen und das Verschlucken und Wiederhallen der Stimme, wenn man gegen die Berge ruft.

In ihren 13 Texten wiederholt sich die Feststellung, dass „niemand unabhängig von der Umgebung bleibt“, sondern „dass jeder so wird, wie seine Umgebung ist.“ Und was im Kleinen für die Schweiz gilt, gilt im Großen auch für Europa. Ein Mann, der in Hamburg geboren wurde und in ganz Europa lebte, wird „vom Hamburger zum Römer“, muss sich als Grazer „umgewöhnen“ und versteht „die französische Aussprache einer Amerikanerin“ während einer Zugreise nicht. Aber weil sie gemeinsam in Genua ankommen, sind sie Genuesen.

Die Stationswechsel – Gahse nennt es auch „Transmigration“ – bedeutet Wandern, Fremde, Anpassung, Gewohnheiten, aber ebenfalls Abweichungen und Missverständnisse. Und auch wenn „die alte Dame Europa“ am Zerfallen ist, ist sie nach Meinung der Schriftstellerin eine „Liebesgeschichte“. Denn „Europa ist eine Ansammlung und zu jeder Ansammlung gehört Liebe.“

Für ihr Gesamtwerk als Schriftstellerin und Übersetzerin erhielt Zsuzsanna Gahse 2006 den Adelbert-von-Chamisso-Preis. Mit diesem Preis werden Autoren und Autorinnen ausgezeichnet, deren Muttersprache nicht Deutsch ist, sondern die in die deutsche Sprache „eingewandert sind“ und Deutsch zu ihrer eigenen und wichtigsten Ausdrucksform gemacht haben.

Ihr bewusster Umgang mit dieser Sprache ist jedoch nicht geziert, vielmehr ungezwungen und frei von jeglicher Linearität. Sie spielt frech mit Form und Inhalt: Sie ordnet Worte neu, macht Sprünge im Erzählen, läuft in Schlaufen, zerstückelt Texte, sammelt Liedertitel, wechselt in andere Sprachen, phantasiert und findet in ihren instabilen Texten die Nuancen der deutschen Sprache.

Dass dem Leser bei diesen linguistischen Ausflügen zu Fuß, in der Gondel, mit dem Flugzeug, oder dem Zug leicht schwindlig wird, ist gut möglich, aber unumgänglich, will man das Deutsche überall, von allen Seiten und zu jeder Zeit genau betrachten.

*MG, Budapester Zeitung, März 2006*

„Aquamarin springt der See aus seinem Becken. Was ist ihm zugestoßen am helllichten Morgen!“ Aquamarin und leuchtend wie der Schweizer Bergsee aus den „Licht – Logbuch“ überschriebenen Impressionen ist Zsuzsanna Gahses neues Buch eingebunden. Aber eigentlich handelt es sich nicht um ein See-Buch, eher um ein Werk über das Sammeln und Zerfallen. Europa ist ihr Thema, geografisch, sprachlich, klimatisch, historisch. Es zerfällt und bringt dabei die unterschiedlichsten Perspektiven hervor, überraschende Stimmungen, Sprachen, Bilder. Immer dreht sich das Kaleidoskop, zeigt eine neue Sicht; Personen kommen ins Spiel, ziehen weiter, sind unterwegs. „La donna é mobile“ lautet das Motto der 59 Kürzesttexte von jeweils „Dreihundertzwanzig Zeichen“, die den Band beschließen. *Instabile Texte* - aber exakt ausbalanciert. Zsuzsanna Gahse erhält 2006 den Adalbert-von-Chamisso-Preis der Bosch Stiftung.

*Literaturblatt MitarbeiterInnen, literaturblatt für Baden und Württemberg, November 2005*